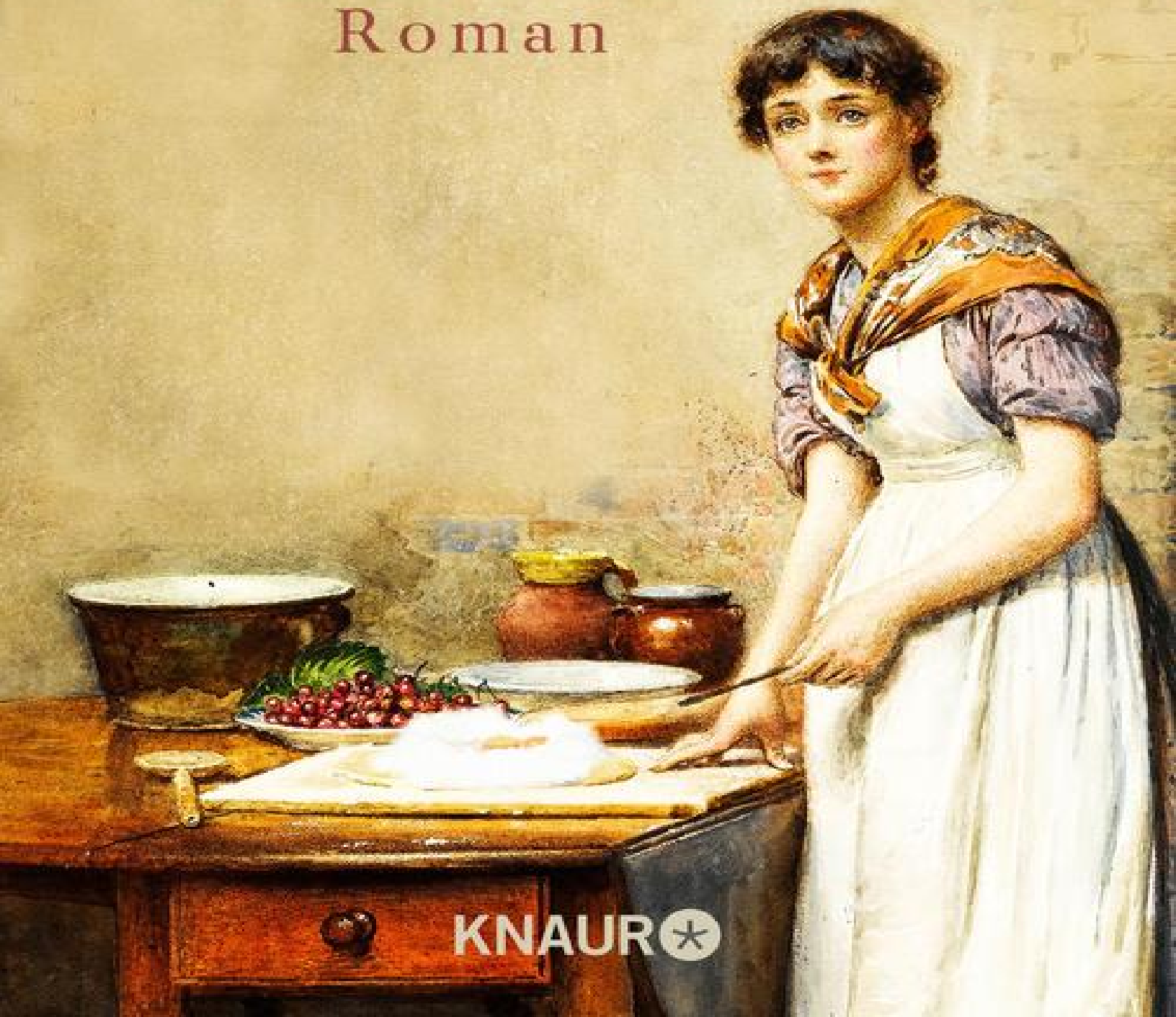


Lena Johansson

Das.
Marzipan
mädchen

Roman



KNAUR *

Lena Johansson

Das Marzipanmädchen

Über dieses Buch

Lübeck im Jahre 1870. Marie Kröger, 16 Jahre alt, hat nur einen Traum: Sie will einmal Tänzerin werden. Doch als ihr älterer Bruder ums Leben kommt, soll sie die väterliche Konditorei übernehmen. Schweren Herzens fügt sich Marie dem Willen des schwerkranken Vaters und muss sich nun nicht nur den Respekt der Angestellten erkämpfen, sondern auch das Vertrauen der Kunden gewinnen, zu denen auch der russische Zar gehört. Hilfe erhofft sie sich von einem geheimnisvollen Marzipanrezept, das sich seit Generationen im Besitz ihrer Familie befindet. Nur Marie weiß, wo ihr verstorbener Bruder es aufbewahrte. Kann dieses Rezept Marie und die Konditorei vor dem Ruin retten?

Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

Epilog

Glossar

*Meiner Mutter,
die Marie an
Mut und Stärke
nicht nachsteht*

Prolog

Sehr verehrte Gäste, Herr Bürgermeister, Freunde der Konditorei Andresen! Lübeck hat eine schwere Zeit hinter sich. Wir alle haben eine schwere Zeit hinter uns.«

Frederick Andresen, Juniorchef der Konditorei, die in der Hansestadt seit über hundert Jahren ansässig war, blickte in die Runde. Die einen waren noch vom Krieg gezeichnet, die anderen strahlten voller Zuversicht aus bereits feisten Wohlstandsgesichtern. »Doch die ist Vergangenheit. Wie in unserer stolzen Heimatstadt üblich, blicken wir nach vorn, packen an und sehen einer großen Zukunft entgegen. Sehr verehrte Damen und Herren, es ist mir eine große Freude und Ehre, heute am 15. Mai 1948 die Wiedereröffnung der Marzipanfabrik Andresen mit Ihnen zu feiern.«

Erster Applaus erklang. Andresen strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Er hatte die gleichen blonden ungestümen Locken, die seine Großmutter als junges Mädchen gehabt hatte.

Mit leuchtenden Augen fuhr er fort: »Ebenso erkläre ich hiermit den Süßen Salon für eröffnet. Möge diese Probierstube die gute Stube der Lübecker werden und viele Gäste, die unsere Hansestadt besuchen, mit ihren Köstlichkeiten anziehen.«

Sein Blick wanderte zu einem Stuhl, auf dem eine alte Dame saß. Ihr Rücken war trotz der vielen Jahre harter Arbeit sehr gerade, ihre Hände, die im Schoß lagen, waren krumm mit knotigen Fingern. In ihrem altmodischen weißen Spitzenkleid sah sie zerbrechlich aus. Das weiße Haar war mit Nadeln streng zurückgesteckt, die Augen hatte sie geschlossen. Ihre Kopfhaltung verriet Frederick jedoch, dass sie ihm aufmerksam zuhörte.

»Wie Sie sehen können, meine Damen und Herren, haben wir hier ein kleines Museum eingerichtet, denn nicht nur die Herstellung des feinsten Lübecker Marzipans ist interessant, sondern auch die wechselvolle Geschichte des Hauses Andresen. Ich verrate Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, dass es das Familienrezept für Marzipan ist, das uns so erfolgreich gemacht hat. Vielleicht wissen aber nicht alle von Ihnen, dass es im Laufe der Jahre immer wieder Versuche gegeben hat, eben dieses Rezept zu stehlen – auf die eine oder andere mal mehr, mal weniger perfide Weise.«

Die alte Dame zuckte kaum sichtbar zusammen.

»Auch davon wird in diesem Museum berichtet, damit die Nachwelt es nicht vergisst. Was Sie in diesem Museum nicht finden werden, ist die begehrte Rezeptur. Sie brauchen sich also gar nicht auf die Suche zu machen. Sie ist nach wie vor an einem geheimen Ort gut versteckt, den ausschließlich Familienmitglieder kennen. Ich bin übrigens noch Junggeselle. Falls eine der Herrschaften eine hübsche, gescheite Tochter haben sollte ...«

Die Gesellschaft aus ausnahmslos betuchten Lübecker Kaufleuten und Regionalpolitikern lachte höflich. Natürlich befand sich niemand darunter, der auch nur daran gedacht hätte, sich das berühmte Rezept auf illegalem Weg anzueignen. Ebenso wenig war jemand anwesend, der eine Tochter im heiratsfähigen Alter hatte und nicht ein Auge auf den begehrten Andresen-Spross geworfen hätte.

»Die Geschichte des Marzipans in Lübeck ist untrennbar mit der meiner Familie verbunden. Bevor Sie gleich die neuen Kreationen unseres Hauses kosten dürfen, schenken Sie mir bitte noch wenige Minuten Ihr Gehör, denn ich möchte Ihnen in Kürze ebendiese Geschichte erzählen.«

I

Marie Kröger stampfte wütend mit dem Fuß auf, dass der zerkratzte Parkettboden, dem die Jahre all seinen Glanz genommen hatten, unter ihr vibrierte.

»Aber ich will Tänzerin werden. Und wenn Sie immer wieder mit den Grundsritten anfangen, nur weil ein neues Mädchen in die Gruppe kommt, dann schaffe ich es nie!«

»Willst du dich wohl mäßigen, Marie!« Fräulein Mühsam, die Ballettmeisterin und Schwester des Lübecker Apothekers, der in derselben Straße wohnte wie die Krögers, blickte streng auf Marie hinunter. Ihre kurz geschnittenen Haare klebten an ihrem Kopf, als wären sie mit Leim eingestrichen. Überhaupt, der Kopf! Irgendwie sah er aus, als wäre er zu klein geraten. Wie ein Streichholzköpfchen saß er auf einem viel zu langen dünnen Körper. Die dürren Arme verschränkte Fräulein Mühsam nun, und sie kniff die Augen zusammen. »Nur weil ein neues Mädchen in die Gruppe gekommen ist? Dann glaubst du wohl, du bist etwas Besseres als dieses Mädchen.«

Marie wollte protestieren, doch die Lehrerin fuhr bereits mit ihrer Strafpredigt fort: »Greta hat wie alle anderen hier das Recht, den Balletttanz von Grund auf zu studieren. Alle

Elevinnen sind in meiner Stunde, um Anmut, Grazie und die Kunst des Tanzens zu erlernen.«

»Das will ich doch auch«, fiel Marie ihr eifrig ins Wort.

»Willst du mich wohl nicht unterbrechen«, wies Fräulein Mühsam sie zurecht. Sie begann in dem großen Zimmer, das bis auf ein Klavier und drei Hocker vollkommen leer war, auf und ab zu gehen. Der Rock ihres schlichten grauen Leinenkleides raschelte leise. »Du hast nicht die nötige Disziplin, um jemals Tänzerin zu werden. Du sehnst dich auf unanständige Weise nach Ruhm, aber du bist nicht bereit, dafür hart zu arbeiten.«

»Doch«, brach es aus Marie heraus. »Ich will ja dafür arbeiten. Nichts würde ich lieber tun, aber in Ihren Stunden geht es einfach nicht vorwärts.«

Die übrigen Schülerinnen, die bisher schweigend mit großen Augen und offenen Mündern den Disput verfolgt hatten, hielten es nicht mehr länger aus und begannen eifrig miteinander zu tuscheln. Die eine flüsterte der anderen etwas ins Ohr, die Nächste machte wieder einer anderen Zeichen. Man hörte das Knistern der weißen Ballettröcke. Die Lippen der Lehrerin verzogen sich zu einem eisigen spöttischen Lächeln.

»Wenn du glaubst, du kannst es mit einer anderen Lehrmeisterin zur Primaballerina bringen, dann sieh dich ruhig nach einer um. Nur zu, hier bist du nicht mehr willkommen!« Der letzte Satz fuhr wie ein Schwert durch die Luft. Das Tuscheln der Mädchen und das Rascheln der Röcke brachen schlagartig ab. Marie spürte, wie sich ein

dicker Kloß in ihrem Hals bildete. Nein, sie würde nicht weinen. Nicht vor dieser blöden Mühsam und nicht vor den anderen dummen Gänsen.

Sie schluckte einmal und sagte dann laut, damit ihre Stimme nicht brüchig klang: »Das werde ich auch. Meine Eltern wollten mir schon lange eine bessere Ballettmeisterin suchen. Ich wollte es nicht. Aus Treue und Zuneigung zu Ihnen. Aber es scheint nun wohl das Beste zu sein.« Sie drehte sich auf dem Absatz um, dass ihre dicken Zöpfe nur so flogen, und verschwand mit stolz gerecktem Kinn aufrechten Schrittes in den dunklen Flur und von dort in das Nebenzimmer, wo die Schülerinnen ihre Straßenkleider während der Stunde aufbewahrten.

Marie freute sich diebisch über ihren Triumph. Nun gut, sie hatte etwas übertrieben, um nicht zu sagen gelogen. In Wahrheit lag sie ihrer Mutter seit Monaten in den Ohren, ihr endlich Privatunterricht zu bezahlen. Platz zum Üben gab es genug im Haus der Kaufmannsfamilie Kröger in der Beckergrube. Und die Kosten wären auch kein Problem gewesen. Aber ihre Mutter wollte davon nichts hören. Ihrer Meinung nach war Ballett der Anmut einer jungen Frau dienlich, daraus einen Beruf machen zu wollen hielt Margreth Kröger jedoch für Flausen im Kopf ihrer Tochter. Während diese ihr Ballettkleid gegen das cremefarbene Sommerkleid tauschte, dachte sie darüber nach, wie sie ihre Mutter von der Notwendigkeit einer Privatlehrerin überzeugen könnte. Vielleicht könnte ihr Bruder Johann-Alexander ein gutes Wort für sie einlegen, wenn er

zurückkam. »Du bist hier nicht mehr willkommen«, hatte Fräulein Mühsam gesagt. Nun, das könnte man ihrer Mutter gegenüber wie einen Ausschluss vom Unterricht darstellen. Ein Ausschluss, der selbstverständlich völlig ohne Maries Schuld zustande gekommen war. Schließlich wollte sie nur möglichst viel für das Geld lernen, das ihre Eltern jeden Monat zahlten. Daraus konnte man ihr wohl kaum einen Vorwurf machen.

Sie packte das Bündel mit Kleid und Spitzenschuhen und schlich sich aus dem Zimmer, den Flur entlang und die dunklen Holzstufen hinab. Gewiss, sie hatte sich über den betroffenen Ausdruck auf dem Gesicht der Lehrerin gefreut, als sie davon gesprochen hatte, bisher aus Zuneigung und Treue auf Privatunterricht verzichtet zu haben. Jetzt tat es ihr schon wieder leid, und sie wollte Fräulein Mühsam um keinen Preis mehr in die Augen schauen müssen.

Marie trat aus dem großen weißen Haus, das direkt am Marktplatz stand. Helles Sonnenlicht tauchte die Szenerie in eine freundliche Atmosphäre. Mägde eilten mit Körben von einem Händler zum anderen, ein Pferdewagen rumpelte über das Kopfsteinpflaster. Das Rathaus reckte seine spitzen Türme in den blauen Himmel, der Backstein leuchtete rot. Hochstimmung ergriff sie. »Ich bin eine Tänzerin«, rief sie übermütig und drehte eine Pirouette. Zwei Jungen, die einen Korb mit Holz trugen, kicherten. Marie war das egal. Den ganzen Weg an der Marienkirche

vorbei bis in die Beckergrube hüpfte sie mit wehenden Zöpfen, wie sie es als kleines Kind gern getan hatte. So eilig, dass sie ganz außer Atem war, als sie an ihrem Elternhaus mit der Nummer 13 ankam.

Auf der Straße vor dem dreigeschossigen Giebelhaus stand die Droschke von Dr. Grünbeck. Marie erkannte sie sofort, denn der Arzt war oft hier. Er war ein sehr guter Freund ihrer Eltern, ja, der ganzen Familie. Seit Maries ältester Bruder Enno vor vier Jahren in der Ostsee ertrunken war, kam Grünbeck mindestens einmal in der Woche zu ihrem Vater. Wilhelm Kröger war seit diesem schrecklichen Unfall verwirrt, fand sich in der Realität nicht mehr zurecht. Marie schüttelte den Gedanken an ihren Bruder und die Veränderung ihres Vaters ab. Sie verbot sich die trüben Erinnerungen, weil sie noch immer so schmerzten. Und sie wollte einfach daran glauben, dass ihr Vater irgendwann wieder wie früher sein würde. Ihr Ballettbündel unter dem Arm, lief sie um die Kutsche herum und strich über die weichen Mäuler der beiden braunen Pferde, die vor den Wagen gespannt waren. Sie schnaubten leise, warmer Atem strömte aus ihren Nüstern. Maries Blick wanderte durch den großzügigen Bogengang, der von der Straße zum Hinterhof mit dem Stall und den Unterkünften der Dienstboten und einiger Mitarbeiter der Konditorei Kröger führte. Dort stand eine zweite Droschke. Die ihres Bruders! Johann-Alexander war zurück. Marie stürmte ins Haus. Ballettrock und Spitzenschuhe ließ sie achtlos auf einen Stuhl in der Eingangshalle fallen. Zwei

Stufen gleichzeitig nehmend, hastete sie die Treppe hinauf in die gute Stube. Johann-Alexander Kröger war mit seinem engsten Mitarbeiter Achim Oeverbeck nach Russland zu Zar Alexander II. gereist. Er hatte den russischen Zaren bei der Weltausstellung in Paris kennengelernt, wo er Pralinés und Marzipan präsentiert hatte. Mariés Bruder hatte erzählt, dass der Zar eine umfangreiche Bestellung habe tätigen wollen, dann aber überstürzt abgereist sei, nachdem man ein Attentat auf ihn verübt habe. Jedoch nicht, wie Johann-Alexander stolz verkündet hatte, ohne eine Einladung an ihn zu hinterlassen, mit seiner Ware an den Zarenhof nach St. Petersburg zu reisen. Seit bald zwei Monaten hatte Marie ihren Bruder nicht mehr gesehen. Wie sie sich auf ihn freute! Sie war neugierig auf all die Geschichten, die er sicher zu erzählen hatte. Ganz bestimmt hatte er das Bolschoi-Ballett gesehen. Marie beneidete ihn flammend darum. Er würde ihr jede Einzelheit beschreiben müssen.

Sie betrat die gute Stube, blieb jedoch gleich an der Schwelle stehen. Die schweren dunkelroten Samtvorhänge vor den Fenstern waren zugezogen. Nur durch einen winzigen Spalt drangen die Strahlen der Augustsonne herein. In der schmalen Wand aus Licht konnte man unzählige winzige Staubkörnchen sehen, die gemächlich durch die Luft tanzten. Marie fragte sich, warum man nicht die Fenster öffnete, um den erfrischenden Wind hereinzulassen, der von der Ostsee nach Lübeck wehte. Allmählich hatten ihre Augen die Umstellung vom hellen

Sommertag zum abgedunkelten Wohnraum bewältigt. Ihr Vater saß – wie fast immer seit Ennos Tod – in dem großen schweren Ohrensessel, der dicht am Fenster stand. Er starrte ausdruckslos vor sich hin. Allerdings kam es Marie so vor, als wäre sein Mund verkniffener als sonst. Und auf der Stirn zeigte sich eine tiefe Furche, die gestern noch nicht da gewesen war. Ihre Mutter saß auf dem kleinen Sofa, ganz in sich zusammengesunken, und neben ihr Dr. Grünbeck. Vor ihr auf dem Tisch war ein Glas Wasser.

»Geht es dir nicht gut, Mutter?«, fragte Marie und trat zögernd an den großen ovalen Tisch, auf dem wie immer eine weiße Spitzendecke lag und eine kleine Vase mit Blumen stand.

Margreth Kröger reagierte nicht. Marie bemerkte, dass der Arzt sie ansah. In seinem Blick lagen Schmerz und Mitleid. Angst packte ihr Herz und presste ihren Brustkorb zusammen, so dass das Atmen schwer wurde.

Sie wandte sich an Dr. Grünbeck: »Ist Mutter krank?«

»Es geht nicht um deine Mutter.« Achim Oeverbeck trat auf Marie zu. Sie hatte ihn bisher gar nicht bemerkt und starrte ihn erschrocken an. Er nahm ihren Arm und führte sie behutsam zum Kaminsofa. »Es geht um deinen Bruder«, sagte er leise.

Marie ließ sich auf das Sofa sinken. Sie wollte nicht hören, was Achim Oeverbeck zu sagen hatte. Sie wusste, dass es eine schlimme Nachricht sein würde.

»Das Beruhigungsmittel wirkt«, sagte Grünbeck. Er stand auf, nahm Margreth Krögers Arm und zog sie

vorsichtig vom Sofa hoch. »Ich bringe sie zu Bett.« Und an Oeverbeck gewandt: »Erklären Sie Marie, was passiert ist. Ich bin gleich zurück.«

Als der Arzt dicht an Marie vorbeiging, ihre Mutter hinter sich herziehend, stieg ihr der intensive Geruch von Naphthalin in die Nase. Mottenkugeln waren die große Mode, und Dr. Grünbeck schien ein ganzes Arsenal davon in seinem Schrank zu haben.

Margreth Kröger und Dr. Grünbeck verließen das Zimmer. Marie starrte auf den dunkelbraunen Parkettboden. Sie hörte die Treppe knarren und die Schlafzimmertür ihrer Mutter schlagen. Seit Ennos Tod, seit ihr Vater nicht mehr er selbst war, schliefen die Eltern in getrennten Kammern. Wie gern wäre sie jetzt in ihr Zimmer geflohen, hätte sich in ihr Bett verkrochen, um morgen aufzuwachen und zu wissen, dass alles in bester Ordnung war. Aber nichts war in Ordnung.

Achim Oeverbeck nahm Maries Hand und knetete sie unsicher. »Johann-Alexander ist während der Überfahrt von St. Petersburg nach Travemünde sehr krank geworden. Er hatte Durchfall und hohes Fieber. Der Schiffsarzt vermutete, dass es Typhus sei. Er konnte nicht viel für deinen Bruder tun und dachte, dass ihm in Travemünde besser geholfen werden würde.«

Er machte eine Pause. Maries Blick bohrte sich weiter in eins der Astlöcher im Fußboden. Sie fühlte sich innerlich zerrissen. Einerseits wusste sie, was Achim Oeverbeck als Nächstes sagen würde, andererseits hoffte sie von ganzem

Herzen, dass sie sich täuschte, dass Johann-Alexander in Travemünde oder Lübeck in einem Krankenhaus lag, schwerkrank und geschwächt zwar, aber am Leben.

»Dein Bruder hat die Überfahrt nicht überlebt. Er ist an Bord gestorben«, sprach er kaum hörbar das Schreckliche aus.

Wie durch ein Wattebällchen nahm Marie das Knarren der Treppe wahr. Dr. Grünbeck kam herein, und Achim Oeverbeck sprang hastig auf und dem Arzt entgegen. Er schien es wahrhaft eilig zu haben, das Trauerhaus zu verlassen.

Das Astloch, das Parkett, das Zimmer, alles verschwamm vor Maries Augen. Sie beobachtete die beiden Männer, die leise miteinander sprachen. Obwohl sie flüsterten, verstand Marie jedes Wort.

»Was wird jetzt aus der Konditorei? Es wird allerhöchste Zeit, dass dort wieder jemand die Führung übernimmt. Zu lange waren die Leute schon auf sich allein gestellt.« Oeverbeck kam zunehmend in Fahrt. »Und es muss sich dringend jemand um die Aufträge kümmern, die wir aus Russland mitgebracht haben. Wer soll dafür sorgen, dass alles pünktlich fertig wird?«

Grünbeck legte ihm eine Hand auf den Arm. »Na, wer soll das wohl tun? Sie natürlich, Achim. Aber auf einen Tag kommt es nun auch nicht mehr an. Gehen Sie nach Hause und ruhen Sie sich aus. Die Reise war sicher anstrengend. Ich werde morgen um diese Zeit wieder hier sein. Dann wird Margreth entscheiden müssen, was aus der Firma

werden soll. Ich habe keinen Zweifel, dass sie Sie zum Geschäftsführer bestellen wird. Geben wir ihr eine Nacht, zu weinen und zu ruhen. Für Entscheidungen ist morgen noch Zeit.«

Oeverbeck nickte, drückte dem Arzt die Hand, hob die andere halb zum Gruß in Maries Richtung, ließ sie dann aber wieder sinken und verließ eilig den Raum. Grünbeck setzte sich zu Marie auf das Kaminsofa. Er nahm ihre Hände in die seinen.

»Es tut mir so leid, Marie. Ich weiß, wie sehr du an deinem Bruder gehangen hast.«

Marie sah in das bestürzte Gesicht des väterlichen Freundes. Es sah grau und alt aus. Tränen rannen ihr über die Wangen.

»Typhus?«, fragte sie. »Warum hat er denn Typhus bekommen? Er war doch ganz gesund, als er nach St. Petersburg gereist ist.«

»Ich glaube nicht, dass es Typhus war. Oeverbeck sprach von Durchfall und Fieber. Er hat aber auch erzählt, dass Johann-Alexander heiser war, dass er kaum schlucken konnte und Atemstörungen bekam. Es ist anzunehmen, dass dein Bruder an Trichinose gestorben ist.«

Marie sah den Arzt verständnislos an.

»Er hat in Russland Fleisch zu sich genommen, das von Parasiten befallen war. Wird solches Fleisch verzehrt, wächst der Parasit im Körper des Menschen heran. Man hätte nichts für deinen Bruder tun können.« Er verstärkte den Druck seiner Hände, so dass Marie das Gefühl hatte,

ihre Finger würden jeden Moment brechen. »Aber man kann vorbeugen. Hörst du, Marie? Hygiene! Hygiene ist das Allerwichtigste! Du darfst niemals Fleisch essen, wenn du nicht ganz sicher bist, dass es frisch ist. Und Fleisch muss immer durchgebraten oder gründlich gekocht werden. Und du musst dir die Hände waschen. Immer wieder. Bei jeder Gelegenheit.« Er ließ ihre Hände abrupt los und rieb sich die fast fiebrig glänzenden Augen. »Wir Ärzte hätten es so viel leichter, wenn sich alle Menschen mehr um die Hygiene kümmern würden.«

»Gewiss«, flüsterte Marie verwirrt.

»Du bist jetzt das Einzige, was deine Eltern noch haben. Du musst auf dich aufpassen«, beschwor er sie. Und nach einer kurzen Überlegung fügte er hinzu: »Wenn du dir nicht sicher bist, ob Speisen frisch sind, die dir angeboten werden, ob sie hygienisch zubereitet sind, dann lehne sie ab. Das Kröger'sche Marzipan ist nicht nur köstlich, sondern auch nahrhaft. Wenn du immer ein wenig davon bei dir hast, kannst du beruhigt andere Speisen ablehnen. Du wirst trotzdem gut versorgt sein.«

Marie hatte keine Ahnung, wovon Grünbeck sprach. Sie aß stets zu Hause, wo alle Lebensmittel von guter Qualität und exzellent zubereitet waren. Bei Ausflügen in ihr geliebtes Travemünde gingen sie nur in erstklassige Lokale. Wo also sollten ihr Speisen von zweifelhafter Herkunft oder Zubereitung angeboten werden?

»Pass auf dich auf«, ermahnte sie der Arzt noch einmal seufzend. Er war einen halben Kopf kleiner als Marie. Jetzt

wirkte er geradezu winzig und sah erschöpft aus. Marie blickte zu ihrem Vater hinüber. Eine Träne hatte eine feuchte Spur auf seiner Wange hinterlassen.

»Ich werde auf mich aufpassen«, sagte sie beklommen.

»Braves Kind.« Er tätschelte ihre Hände, stand auf, nahm seine Tasche, die am Wohnzimmertisch lehnte, und ging zur Tür. »Ich sehe morgen nach deinen Eltern«, sagte er und verschwand dann grußlos.

Was war das nur für ein Alptraum! Marie dachte daran, sich jetzt in ihr Bett zu verkriechen. Aber sie mochte nicht allein sein. Sie blickte erneut zu ihrem Vater, der regungslos in seinem Sessel saß. Noch immer zwängte sich helles Sonnenlicht durch den Spalt zwischen den Vorhängen. Es war stickig und sehr heiß, aber Marie konnte sich nicht entschließen, die Fenster zu öffnen. Sie ließ die Welt ausgesperrt, ging zu ihrem Vater und setzte sich auf seinen Schoß, wie sie es als kleines Mädchen manchmal getan hatte. Wie eine Katze rollte sie sich zusammen und legte die Arme ihres Vaters um sich. So blieb sie sitzen, bis es dunkel wurde.

Der nächste Tag war schrecklich. Margreth Kröger weinte und klagte fast unablässig. Das Mittagessen räumte Therese, das Dienstmädchen, wieder ab, ohne dass jemand es auch nur angerührt hatte. Marie war erleichtert, als Dr. Grünbeck kam. Er fühlte Margreth Kröger den Puls und gab ihr ein sehr leichtes Beruhigungsmittel. Kurz nach

seinem Eintreffen meldete Therese auch die Ankunft von Achim Oeverbeck.

»Margreth, meine Liebe«, sagte Grünbeck zu Maries Mutter, deren Schluchzen immer leiser wurde und schließlich abebbte, »ich habe mit Herrn Oeverbeck ausgemacht, dass er heute wieder herkommt. Es müssen Entscheidungen über die Zukunft der Konditorei getroffen werden.«

Margreth Kröger saß auf dem Sofa hinter dem Wohnzimmertisch. Das hochgeschlossene schwarze Kleid unterstrich die erschreckende Blässe ihrer Haut. Die rot geweinten Augen blickten müde.

»Was gibt es da wohl zu entscheiden?« Ihre Stimme klang von dem Beruhigungsmittel etwas schleppend. »Wilhelm ist nicht in der Lage, sich um die Geschäfte zu kümmern. Und bei Marie ist noch nicht einmal im Entferntesten ein Bräutigam in Sicht, der die Verantwortung übernehmen könnte. Dann werden wir also einen Geschäftsführer einstellen müssen, der nicht aus der Familie kommt.«

Grünbeck nickte. »Oeverbeck kennt die Abläufe in der Konditorei aus dem Effeff. Er ist ein tüchtiger junger Mann. Ich glaube, ihm kannst du diesen Posten mit gutem Gewissen anvertrauen.«

»Ich bin gerne bereit, werte Frau Kröger, alles für den Fortbestand und das Wachstum der Konditorei Kröger zu tun«, sagte Oeverbeck, der in diesem Moment die Stube

betrat. »Auch wenn ich nicht zur Familie gehöre. Aber der Betrieb liegt mir am Herzen, als wäre er meine Familie.«

»Das weiß ich doch, mein Junge.« Margreth Kröger seufzte tief. Sie schien noch einen Moment zu zögern, dann sagte sie: »Tja, es wird wohl in der Tat das Beste sein, wenn du die Leitung der Konditorei übernimmst, Achim. Ich werde die nötigen Verträge aufsetzen lassen, sobald ich mich dazu in der Lage fühle. Bis dahin möchte ich dich bitten, deine Arbeit wieder aufzunehmen und die Abwicklung der Bestellungen in die Wege zu leiten.«

Aus seinem Lächeln sprach eine Freude, die Marie in Anbetracht der Situation nicht für angebracht hielt.

»Natürlich, Frau Kröger. Machen Sie sich keine Gedanken. Sie können sich voll und ganz auf mich verlassen.«

»Nein!« Das war Wilhelm Kröger, der – zu Maries großer Überraschung – das Wort ergriff. »In dieser Familie ist immerhin noch ein Kind am Leben. Das ist der einzige rechtmäßige Geschäftsführer der Konditorei Kröger.«

Die Anwesenden starrten ihn mit aufgerissenen Augen ungläubig an. Nur Grünbeck wirkte mit einem Mal in höchstem Maße konzentriert.

»Aber Marie ist ein Mädchen!«, rief Margreth entsetzt.

»Sie hat keine Ahnung von geschäftlichen Dingen«, platzte es aus Oeverbeck heraus.

Marie fühlte sich elend. Natürlich hatten die beiden recht. Andererseits wusste sie nicht, warum eine Frau

nichts mit geschäftlichen Dingen zu tun haben sollte. Sie war nicht dumm, und wenn ihr Vater den Wunsch hatte ...

Grünbeck stand auf und ging zu Kröger hinüber.

»Hast du dir das gut überlegt, Wilhelm?«, fragte er und tastete nach dessen Puls. »Natürlich bist du noch immer der Chef, aber du hast dich viele Jahre nicht mehr um die Belange der Konditorei gekümmert«, formulierte er vorsichtig, während er aufmerksam die Augen des alten Freundes betrachtete. Tatsächlich hatte Wilhelm Kröger offiziell noch immer das Sagen in seinem Unternehmen. Man hätte ihn entmündigen müssen, um das zu ändern. Weil aber Johann-Alexander ohnehin mit allen Vollmachten ausgestattet gewesen war, die zum Führen des Betriebs notwendig waren, hatte niemand diesen höchst unerfreulichen Schritt für nötig erachtet.

»Ich halte Achim Oeverbeck für einen guten Mann. Du warst doch auch immer mit ihm zufrieden, und er genießt das volle Vertrauen von Johann-Alexander.« Grünbeck räusperte sich verlegen. »Er hat das Vertrauen genossen. Wie dem auch sei, ein rechtmäßiger Geschäftsführer der Konditorei Kröger, der zur Familie gehört, bist nach wie vor du. Wenn du Oeverbeck diesen Posten nicht zutraust, dann wäre es sicher das Beste, du würdest das Regiment wieder selbst in die Hand nehmen. Was, Wilhelm, das wäre doch was, oder?« Er lachte leise und klopfte seinem Freund aufmunternd auf die Schulter.

Margreth Kröger und Achim Oeverbeck tauschten irritierte Blicke. Marie sah von ihnen zu ihrem Vater

hinüber – erwartungs- und hoffnungsvoll. Schließlich wollte sie Tänzerin werden und nicht Mitarbeiter kontrollieren, Pralinen kreieren und Gebäck verkaufen. Wenn ihr Vater nur wieder der Alte werden könnte. Der durch Ennos Tod ausgelöste Schock hatte ihn von der Realität abgeschnitten und in eine eigene Welt verdammt. Der Schock über den Tod von Johann-Alexander würde ihn in die Welt zurückholen, in der er so dringend gebraucht wurde. Es konnte nicht anders sein.

»Marie macht das.« Wilhelm Kröger klang sehr bestimmt.

»Aber Wilhelm, das geht doch nicht. Eine Frau in einer solchen Position. Und vollkommen ohne jegliche Erfahrung! Marie wird heiraten und Kinder ...« Weiter kam Margreth nicht.

»Marie macht das«, wiederholte Wilhelm Kröger und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

Marie verfolgte, wie Grünbeck, ihre Mutter und Oeverbeck abwechselnd auf ihren Vater einredeten. Sie hatten viele Argumente, die gegen Marie sprachen. Und die waren wirklich überzeugend. Nur interessierten sie ihn anscheinend nicht. Er hüllte sich wieder in Schweigen und würdigte die drei keines Blickes mehr.

Schließlich resignierte Grünbeck. »Wie es aussieht, Margreth, musst du dich dem Willen deines Mannes fügen oder dich bewusst über ihn hinwegsetzen. Ich fürchte allerdings, dann wäre es tatsächlich an der Zeit, Wilhelm zu entmündigen.«

Marie starrte erst Grünbeck und dann ihre Mutter an. Diese knetete unglücklich ihre Hände.

»Das kann ich doch nicht machen«, flüsterte sie verzweifelt.

Marie erkannte, wie schmerzlich der Kampf war, den ihre Mutter mit sich selbst auszutragen hatte. Sie musste sie von der Qual befreien.

»Und wenn ich es versuchen würde?«, fragte sie.

»Das ist doch nicht dein Ernst!«, rief Oeverbeck aufgebracht. »Du hast von nichts eine Ahnung.« Er wandte sich Margreth Kröger zu. »Wenn Marie Geschäftsführerin wird, ist das das Ende der Konditorei Kröger. So sicher wie das Amen in der Kirche!«

»Nun reißen Sie sich aber mal zusammen, junger Mann«, wies Grünbeck ihn zurecht. »Wenn das die Entscheidung der Familie ist, haben Sie sie zu akzeptieren.« Und versöhnlicher fügte er hinzu: »Außerdem darf ich doch wohl davon ausgehen, dass Sie Ihren Posten als Assistent der Geschäftsleitung behalten. Sie können Marie also mit Rat und Tat zur Seite stehen, damit die Konditorei fortbesteht.«

Oeverbeck war vor Wut rot angelaufen. »Das haben Sie sich ja fein ausgedacht. Das Fräulein Kröger spielt die Chefin, und ich darf die Arbeit machen. Ohne mich!« Er sprang auf, stieß gegen den Tisch und hätte fast die Tischdecke und die Blumenvase zu Boden gerissen. Ohne

ein Wort des Abschieds stürmte er aus dem Zimmer.
Margreth seufzte gequält.

»Na, na, meine Liebe.« Grünbeck setzte sich zu ihr und tätschelte ihre kleine fleischige Hand. »Der beruhigt sich schon wieder. Du wirst sehen, morgen früh ist er in der Konditorei zur Stelle und macht den Mitarbeitern Beine.«

»Und ich?«, fragte Marie schüchtern.

Es war der 17. August 1870. Zum ersten Mal betrat Marie Kröger die Konditorei ihres Vaters nicht, um ein Schwätzchen mit ihrem Bruder zu halten oder sich Naschwerk zu stibitzen. Es war der erste Tag in ihrem Leben, an dem sie arbeiten sollte. Die Mitarbeiter mit ihren blau-weißen Uniformen, die Frauen mit gestärkten Schürzen und Häubchen, die Männer mit weißen Fliegen, standen bereits hinter den Ladentischen, wogen Pralinen ab und drapierten Plätzchen und Gebäck auf Platten und Etagere. Sie murmelten Worte des Beileids und eilten geschäftig umher, obwohl noch kein Kunde im Laden war. Marie ging nach einer kurzen Begrüßung rasch an den Männern und Frauen, die zum größten Teil schon lange für ihren Vater arbeiteten, vorbei in die hinteren Räume, wo bis vor kurzem Johann-Alexander sein Kontor hatte und wo auch Achim Oeverbecks Schreibtisch stand. Sie atmete tief ein. Marie hatte sich ganz genau zurechtgelegt, was sie Achim Oeverbeck sagen wollte. Sie mochte ihn und konnte seine Enttäuschung verstehen. Es war nur logisch, dass es ihm nicht gefiel, eine Chefin vor die Nase gesetzt zu

bekommen, statt selbst den gesellschaftlichen und natürlich auch finanziellen Aufstieg zu vollziehen. Sie wollte nicht die Chefin spielen, wie er es am Vortag in seiner Wut ausgedrückt hatte. Wie hätte sie das auch tun können ohne jegliche Kenntnis von geschäftlichen Dingen? Sie wollte mit ihm und den anderen Angestellten zum Wohle der Firma und zur Zufriedenheit ihres Vaters zusammenarbeiten. Zaghafte klopfte sie an die Tür.

»Herein!« Oeverbecks Stimme klang noch immer gereizt und sehr bestimmt.

Marie spürte, wie ihre Knie weich wurden. Sie öffnete die Tür, trat ein und schloss sie gleich wieder hinter sich. Es musste niemand hören, was hier gesprochen wurde.

»Ach, die Frau Chefin ist auch schon da. Johann-Alexander und ich fangen morgens gewöhnlich um sieben Uhr mit unserer Arbeit an.«

»Ich weiß«, sagte Marie kleinlaut.

»Aber als Chefin kannst du natürlich selbst entscheiden, wann es dir beliebt, hier zu erscheinen.« Er schlug sich mit einer übertriebenen Geste die Hand vor den Mund.

»Entschuldigen Sie. Vermutlich darf ich von heute an nicht mehr du sagen. Ich werde mir Mühe geben, mich schnell umzustellen.«

»Das ist doch Unsinn, Achim. Wir haben doch immer du zueinander gesagt. Warum sollte sich das ändern?«

»Schön«, erwiderte er und setzte sich hinter seinen Schreibtisch, auf dem sich Berge von Papier stapelten.

»Mir ist es gleich.« Damit wandte er sich seinen Unterlagen zu und ließ Marie einfach stehen.

Sie spürte, wie sie allmählich wütend wurde. Wenn sie bisher auch nicht zur Geschäftsleitung gehört hatte, so war sie schließlich die Tochter seines Arbeitgebers. Er hatte sie mit Respekt zu behandeln.

Oeverbeck sah auf. »Und, was ist noch? Willst du mich vielleicht kontrollieren? Herzlich gern«, sagte er lachend. »Ich zeige dir die Abrechnungen, die Aufträge, die ich aus Russland mitgebracht habe, und die Bestellungen an die Mehl-, Mandel- und Gewürzhändler. Sicher kannst du dann beurteilen, ob ich meine Arbeit gut mache.« Er konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen.

»Ich bin nicht hier, um irgendjemanden zu kontrollieren«, entgegnete Marie böse und hilflos zugleich.

»Und warum bist du dann gekommen?« Er lachte nicht mehr, sondern sah sie aus zusammengekniffenen Augen an. »Willst du dich hinter den Ladentisch stellen? Oder noch besser – kannst du mir vielleicht das Marzipanrezept verraten?« Er hatte sich hinter seinem Schreibtisch erhoben, war zu ihr gekommen und baute sich nun direkt vor ihr auf.

Marie, einen Kopf kleiner als Oeverbeck, machte sich gerade und reckte ihr Kinn, so gut sie konnte.

»Ich bin hier«, sagte sie, »weil es meines Vaters Wunsch ist. Es ist gewiss nicht mein Traum, in der Konditorei zu arbeiten. Wie du weißt, ist es mein sehnlichster Wunsch, Tänzerin zu werden. Aber ich werde Vater nicht

enttäuschen.« Und leiser fügte sie hinzu: »Er hat zwei Söhne verloren. Da kann ihm seine Tochter nicht auch noch Kummer machen.«

Oeverbeck entspannte sich. Er sah mitleidig auf sie hinab. Marie wusste, dass sie auf dem richtigen Weg war.

»Ich will dir deinen Platz in der Firma nicht streitig machen. Ich will doch nur Vater zufriedenstellen. Ich werde dafür sorgen, dass dein Lohn erhöht wird. Und wir werden zusammenarbeiten.«

Die nächsten Wochen verbrachte Marie in der Konditorei. Sie lernte allmählich die Waren kennen und erfuhr einiges über Buchhaltung, Bestellwesen und über die Händler, mit denen man Geschäfte machte. Anfangs zeigte sie großen Eifer. Sie war selbst überrascht, wie viel Spaß es ihr bereitete, jeden Tag früh aufzustehen und in die Konditorei zu gehen, die nur wenige Schritte vom Elternhaus entfernt auf der anderen Seite der Beckergrube lag. Am Nachmittag, wenn sie nach Hause kam, lief sie sofort zu ihrem Vater und erzählte ihm, was sie alles gemacht und gelernt hatte. Sie hoffte inständig, dass er auf sie reagieren, dass er wieder in die Realität zurückkehren würde, wenn sie seinen Wunsch erfüllte. Doch er reagierte nicht. Mit jedem Tag wuchs Maries Enttäuschung. Und gleichzeitig schwand ihr Eifer, sich in der Konditorei zu betätigen. Sie kam jeden Morgen ein bisschen später, ging früher nach Hause und hatte ihre Mutter überredet, ihr als Belohnung für das Opfer, das sie brachte, eine Tanzlehrerin